

Sonderdruck:

M. Führmann

ZEITSCHRIFT
FÜR DEUTSCHES ALTERTUM
UND DEUTSCHE LITERATUR

HERAUSGEGEBEN VON
FRANZ JOSEF WORSTBROCK

a 108030



121. BAND · HEFT 3 · 1992

FRANZ STEINER VERLAG · STUTTGART

Grupp!
MF

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITERATUR (ZfdA)

Herausgeber (verantwortlich): Prof. Dr. Franz Josef Worstbrock, Universität München, Institut für Deutsche Philologie, Schellingstr. 3, W-8000 München 40

Erscheinungsweise: Jährlich 4 Hefte zu je 124 Seiten

Bezugsbedingungen: Jahresabonnement DM 180,-, Einzelheft DM 48,-, jeweils zuzüglich Versandkosten. Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt, zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Verlag eingegangen sein.

Verlag: Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, Sitz Stuttgart
Birkenwaldstraße 44, D-7000 Stuttgart 1; Postfach 10 15 26, D-7000 Stuttgart 10

Anzeigleitung (verantwortlich): Susanne Szoradi

Aufsätze und Rezensionen werden an den Herausgeber erbeten. Erwünscht sind für alle Manuskripte Blätter mit einseitiger Beschriftung. Rezensionsexemplare werden an den Franz Steiner Verlag, Postfach 10 15 26, D-7000 Stuttgart 10, mit dem Vermerk „Für Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur“ erbeten. Der Verlag liefert den Verfassern 25 Sonderdrucke der Zeitschriftenaufsätze und der Besprechungen unentgeltlich. Bestellungen auf weitere Sonderdrucke gegen Berechnung bitten wir dem Verlag spätestens bei Übersendung der ersten Korrektur aufzugeben.

Der Redaktion angebotene Beiträge dürfen nicht bereits veröffentlicht sein oder gleichzeitig veröffentlicht werden; Wiederabdrucke erfordern die Zustimmung des Verlages. Die Redaktion kann sich nicht verpflichten, unverlangte Manuskripte abzudrucken.

Textverarbeitung: Der Verlag begrüßt es, wenn möglichst viele Beiträge über PC realisiert werden können. Dafür gelten die folgenden Richtlinien:

- a) Entweder IBM-kompatibler PC auf MS-DOS-Basis:
 - Texterfassung endlos im Programm Word (3.0, 4.0 oder 5.0) oder Word Perfect.
 - Für Text und (ggf.) Fußnoten eine eigene Datei anlegen.
 - Daten auf 5¼- oder 3½-Zoll-Disketten abspeichern (Größe max. 360 KB bei 5¼ Zoll – keine HD Disk.).
- b) Oder (sogar vorzugsweise) Apple Macintosh:
 - Texterfassung endlos im Programm MS Word (3.0 oder 4.0).
 - Für Text und (ggf.) Fußnoten eine eigene Datei anlegen.
 - Daten auf 3½-Zoll-Disketten abspeichern, ein- oder zweiseitig.
- c) Bitte in jedem Fall (für die Begutachtung durch die Redaktion und die Bearbeitung durch den Verlag) zwei Ausdrücke beilegen. Formatierung, Umbruch etc. werden in der Setzerei nach erfolgter Datenkonvertierung durchgeführt.

Herstellung: Allgäuer Zeitungsverlag, 8960 Kempten/Allgäu

© 1992 Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, Sitz Stuttgart

Printed in Germany. ISSN 0044-2518

INHALT DER ZEITSCHRIFT (Bd. 121, Heft 3)

MANFRED FUHRMANN, Die Spätantike und ihre Folgen. Über ein unterschätztes Zeitalter der lateinischen Literatur	253
CHRISTA BERTELSMEIER-KIERST, Zur ältesten Überlieferung des 'Wigalois', I. Die Handschrift E	275
ECKHART CONRAD LUTZ, Vulgäraugustinisches Denken? Überlegungen zu den geistlichen Spielen des Mittelalters	290
STEFAN TRAPPEN, Das 'Gesprech von der himelfart margraff Albrecht' des Hans Sachs. Zur Rezeption der menippeischen Satire im 16. Jahrhundert	309

DIE SPÄTANTIKE UND IHRE FOLGEN
Über ein unterschätztes Zeitalter der lateinischen Literatur*

VON MANFRED FUHRMANN

I

Die noch immer maßgebliche Einteilung der europäischen Geschichte, die Epochenfolge Antike – Mittelalter – Neuzeit, geht auf die italienischen Humanisten zurück. Sie glaubten und lehrten, daß das von ihnen so genannte Mittelalter eine Periode des Verfalls gewesen sei und daß es gelte, über dieses etwa tausendjährige Intervall der Barbarei hinweg an die Antike, an die griechische Kultur nicht minder als an die römische, anzuknüpfen und so ein neues Zeitalter herbeizuführen, das an die Antike heranreiche oder sie gar zu überstrahlen vermöge. Aus ihrem erfolgreichen Bestreben, die lateinische Sprache und Literatur und schließlich sämtliche Künste und Wissenschaften der Antike zu erneuern, ergab sich von selbst ein Dreischritt, jener Dreischritt, der allen Reformen und Renaissance zugrunde liegt: die Sequenz 'einstige Größe – Niedergang – Wiederherstellung der einstigen Größe'. Dieses Schema, das auf die Antike und die Gegenwart möglichst viel Licht und auf die Zwischenphase möglichst viel Dunkel zu sammeln suchte, schien so überzeugend, daß es allmählich zur allgemein verbindlichen Einteilung der europäischen Geschichte avancierte. Es verdrängte so die älteren, die bis dahin maßgeblichen universalhistorischen Periodisierungen der christlichen Tradition, zum Beispiel die Lehre von den vier Weltmonarchien (worauf noch zurückzukommen sein wird¹) und es nahm hierbei selber den Charakter eines neutralen, von der ursprünglichen Parteilichkeit mehr oder minder gereinigten Epochensystems an. Es war offensichtlich deshalb so erfolgreich, weil sich im Jahrhundert seiner Entstehung die welthistorischen Wendepunkte häuften, nicht nur die von seinen Ur-

*Vortrag, gehalten am 14. Mai 1992 auf Einladung des Gesprächskreises "Mittelalter – Frühe Neuzeit" im Schloß Nymphenburg (München)

¹ S. u. S. 264–266.

hebern, den Humanisten, selbst herbeigeführten, sondern auch andere, außerhalb von deren Wirken liegende.

Die konventionelle Dreiteilung mit ihren Epochenschwellen im 5. und 15. Jahrhundert ist gleichwohl von zweifelhaftem Wert: sie gliedert nicht nur, sondern zerreit auch Zusammenhängendes; eine nicht geringe Anzahl politischer, sozialer und kultureller Gegebenheiten liegt quer zu ihr und fügt sich nicht in sie ein. Sie scheint insbesondere eine ganze Periode unter die Anrainer aufgeteilt und so zum Verschwinden gebracht zu haben: die sogenannte Spantike, ein Zeitalter zwischen Antike und Mittelalter, das sich nach der jetzt wohl vorherrschenden, auch hier für richtig erachteten Meinung von der Mitte des dritten bis zum Anfang des achten Jahrhunderts erstreckt, mithin ungefähr ein halbes Jahrtausend gedauert hat. Doch auch die andere Epochenschwelle, die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, erweist sich in mancher Hinsicht nicht als Einschnitt, sondern als Brücke, nicht als Ende und Neubeginn, sondern als Fortgang in ungestörter Kontinuität, während sich die wahre Bruchlinie, das Absterben und Erlöschen von Gegebenheiten, welche die Renaissance ziemlich uneingeschränkt vom Mittelalter an den Barock weitergereicht hatte, erst im 18. Jahrhundert feststellen lat.

Hiervon soll im folgenden die Rede sein: von der querliegenden Epoche 'Spantike' und ihren Wesensmerkmalen sowie von Dingen, die nicht schon im 15. oder 16., sondern erst im 18. Jahrhundert, im Zeitalter der Aufklärung, von Grund auf verändert oder gänzlich preisgegeben wurden – nicht von beliebigen Dingen, sondern von herausragenden Komponenten der europäischen Kultur. Nun ist im 18. Jahrhundert vieles untergegangen, was sei es der Antike, sei es einer späteren Periode entsprungen war: die folgende Betrachtung wird sich nicht aller dieser Erscheinungen, sondern nur derer annehmen, welche die Spantike aufgebracht, für welche sie die Grundmuster bereitgestellt hatte. So scheidet zum Beispiel die Rhetorik aus, das systematisch betriebene Training in der praktischen Handhabung der Rede, die im 18. und 19. Jahrhundert aus den Lehrplänen des höheren Unterrichts verschwand: sie ging ja im Grundsätzlichen auf die griechische Klassik und als allerorten gepflegte Schuldisziplin auf den Hellenismus zurück. So scheidet weiterhin die Hirtendichtung oder Bukolik aus, ein in epischen, dramatischen und lyrikartigen Ausprägungen verbreitetes Genre, das ebenfalls im 18. Jahrhundert nach einer reichen Tradition fast gänzlich erloschen ist; auch die Wurzeln der Bukolik reichten bis in die Antike selbst zurück, bis ins hellenistische und römische Zeitalter.

Es bleibt genug übrig: genuin spantike Errungenschaften, die bis zum Barock kontinuierlich in Geltung waren und erst in der Aufklärung ihre Wirkkraft einbuten. Hierum also soll es gehen: nicht um einzelne hierher gehörige Erscheinungen, sondern um ein Ensemble von epochenubergreifenden Ingredienzien der europäischen Tradition, mit Beschränkung allerdings auf die lateinische Sphäre sowie – im wesentlichen – auf die Sprache und die Literatur.

Angestrebt werden Umriss einer Wirkungsgeschichte der Spätantike (wenn es nicht allzu vermessen ist, ein ganzes Zeitalter unter wirkungsgeschichtlichem Aspekt zu betrachten); angestrebt wird weiterhin ein Beitrag zu der Frage, ob nicht die herkömmliche Dreiteilung der europäischen Geschichte durch eine Vierteilung ersetzt und ob nicht die herkömmliche Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit um etwa zweieinhalb Jahrhunderte verschoben werden sollte. Das Ergebnis wäre eine vom Beginn der Spätantike, von der Zeit Diokletians und Konstantins, bis zum Barock reichende Groß-Epoche, die man – wegen ihres auffälligsten Merkmals, der christlichen Religion als einer alle Lebensbereiche prägenden Macht – die christliche Ära nennen könnte.

Der Katalog der Gegebenheiten, die hier erörtert werden sollen, beginnt am besten mit der Sprache, die dem allem zugrunde gelegen hat. Die christliche Ära war zugleich die lateinische Ära: das Lateinische, das sich im Laufe der Spätantike von seinem ursprünglichen Substrat, den Römern und den romanisierten Reichsbewohnern, löste, diente bis zum 17. und 18. Jahrhundert als übernationales Verständigungsmittel, in ganz Europa, mit Ausnahme der von der byzantinischen Kirche beherrschten Gebiete. Die zweite Stelle gebührt dem christlichen Geschichts- oder besser Weltbild, jener von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht sich erstreckenden Ereigniskette, die von der Spätantike an zum unverrückbaren Bestand christlichen Denkens gehörte, bis sie, von den Vorstellungen der Humanisten allmählich ausgehöhlt, gegen Ende des 17. Jahrhunderts zum ersten Male in einem Geschichtswerke der neuen, 'säkularisierten' Dreiteilung Antike – Mittelalter – Neuzeit wich; jenes auf der christlichen Heilsordnung beruhende, die Eschatologie einbeziehende Weltbild hatte unter anderem einen eigenen Typus der Geschichtsdarstellung, die Weltchronik, gezeitigt. Drittens muß eines universalen christlichen Deutungs- und Darstellungsmittels gedacht werden, das in spätantiker Zeit Einzug in die Literatur gehalten hat und bis zum Barock nicht nur dort, sondern auch in den bildenden Künsten allgegenwärtig war: der Allegorese als Instruments der Bibelexegese und ihres Komplements, der Allegorie, der allegorischen Fiktion. An vierter Stelle endlich verdienen zwei Literaturgattungen einige Aufmerksamkeit, deren spezifisch christliche Stoffe ihnen von der Spätantike bis zum Barock zu größter Beliebtheit und Verbreitung verholfen: die Bibeldichtung und die Heiligenlegende.

II

Vorab sollte allerdings das Zeitalter näher bestimmt, die Notwendigkeit, mit ihm zu rechnen, genauer begründet werden, das die Betrachtungen, die hier folgen sollen, als existent voraussetzen: die Spätantike.² Der Terminus

² Zum folgenden vgl. M. FUHRMANN, Die lateinische Literatur der Spätantike, Antike und

selbst ist jetzt ungefähr ein Jahrhundert alt; er wurde von dem Wiener Kunsthistoriker Alois Riegl eingeführt und bezeichnete bei ihm die Zeit vom Mailänder Edikt im Jahre 313 bis zum Regierungsantritt Karls des Großen, eine Zeit, die er wegen ihres spezifischen "Kunstwollens" als Einheit zu deuten suchte. Hier ist nicht der Ort, die Diskussion nachzuzeichnen, die, langsam genug, im Laufe dieses Jahrhunderts dazu geführt hat, daß die neue Kategorie von sämtlichen Disziplinen, die sich mit dem Altertum befassen, übernommen wurde;³ es sei nur noch erwähnt, daß sich die Klassische Philologie ziemlich an letzter Stelle dazu bequemt hat, von unzulänglichen Bezeichnungen wie "Niedergang", "Nachblüte", "Greisenalter" usw. Abstand zu nehmen und der Zeit vom 3. bis zum 7. Jahrhundert durch die Verwendung des Terminus "Spätantike" ein gewisses Eigenrecht einzuräumen.

Die Klassische Philologie war offenbar, seit sie existierte, seit der Goethezeit, in besonderem Maße durch dogmatische Vorgaben humanistischer Provenienz belastet: sie vermochte, wenn sie nicht schlechtweg die gesamte römische Literatur im Verhältnis zur griechischen als minderwertig betrachtete, schon die Autoren des 1. nachchristlichen Jahrhunderts, der sogenannten Silbernen Latinität, einen Seneca, Lucan usw., nicht mehr ohne ästhetische Vorbehalte zu würdigen, und vollends wurde von ihr nahezu alles, was die späteren Jahrhunderte hervorgebracht hatten, als unzulänglich verworfen. Dieser Ekel bedingte, daß man sich kaum noch mit der Literatur der Spätantike befaßte – mit der griechischen übrigens ebensowenig wie mit der lateinischen –, und selbst die Handbücher, die Literaturgeschichten gingen ohne Zuwendung und daher auch weithin ohne die Anwendung ordnender Kategorien über die ungeliebte Materie hinweg.

Dabei hätte es zumal die Latinistik nicht schwer gehabt, die Übernahme der von Riegl postulierten Epoche als ihrem Gegenstand angemessen zu befinden. Epochengrenzen lassen sich an einer ungewöhnlichen Dichte einschneidender Veränderungen ablesen – im Falle der lateinischen Literatur waren die Veränderungen so radikal, daß die Produktion von Schriften für lange Zeit gänzlich erlosch. Dies gilt für beide Grenzen der Spätantike: für den Einschnitt zwischen der Antike und der Spätantike ebenso wie für den Beginn des Mittelalters. In beiden Fällen ist man also nicht darauf angewiesen zu prüfen, ob sich in verhältnismäßig kurzer Zeit ein erheblicher Stilwandel vollzogen hat, ob sich das Repertoire der maßgeblichen Gattungen veränderte oder neue Leit-

Abendland 13 (1967) 56–79. (= Brechungen – Wirkungsgeschichtliche Studien zur antik-europäischen Bildungstradition, Stuttgart 1982, S. 47–74); R. HERZOG, Einführung in die lateinische Literatur der Spätantike, in: R. HERZOG (Hg.), Handbuch der lateinischen Literatur der Antike, Bd. 5: Restauration und Erneuerung 284–374 n. Chr., München 1989, S. 1ff.

³ S. hierzu R. HERZOG, "Wir leben in der Spätantike" – Eine Zeiterfahrung und ihre Impulse für die Forschung, Bamberg 1987, S. 17ff.

ideen aufkamen und was man sonst zur Begründung eines Epochenwechsels ins Feld zu führen pflegt: die Zäsuren reichen viel tiefer; sowohl der Anfang als auch das Ende der Spätantike lassen sich mühelos an einem totalen Kollaps der lateinischen Literatur ablesen, während andererseits die Produktion innerhalb der Spätantike niemals eine Unterbrechung erlitten hat.

Die erste Zäsur, die Grenze zwischen der Antike und der Spätantike, war eine Folge der großen Krise, die im 3. Jahrhundert katastrophenartig auf das römische Reich hereinbrach. Die Grenzen vermochten damals dem Druck der Germanen im Norden und der Parther im Osten nicht mehr standzuhalten, und so zogen allerorten die Barbarenhorden plündernd und brandschatzend durch die blühenden Provinzen. Auch sahen die römischen Truppen, größtenteils fremde Söldner, oft keinen Grund mehr, der Zivilbevölkerung zu Diensten zu sein, und so wurde das Reich zum Ausbeutungsobjekt nicht nur der auswärtigen Feinde, sondern auch des zu seinem Schutze bestellten Heeres. Und schließlich kämpften die Truppen auch untereinander: die verschiedenen Einheiten versuchten, dem jeweils von ihnen auf den Schild erhobenen Kaiser zur alleinigen Macht zu verhelfen. Eine kontinuierliche zentrale Staatsgewalt, die dem Chaos hätte steuern können, vermochte lange Zeit nicht aufzukommen; den Anstrengungen einzelner Kaiser, die sich mehrere Jahre hielten, gelangen erste Schritte in Richtung auf eine neue Stabilisierung, wie sie dann gegen Ende des 3. Jahrhunderts von Diokletian und seinen Helfern vollzogen wurde.

Die fünf Jahrzehnte währende Anarchie hatte schwere Schäden auf administrativem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet mit sich gebracht. Und – worauf es hier vor allem ankommt – das geistige Leben war offenbar an der Wurzel getroffen. Zwar hatte sich schon das 2. Jahrhundert auf literarischem Felde nicht mehr besonders hervorgetan; immerhin gab es damals außer Apuleius, dem Verfasser des 'Goldenen Esels', und einigem anderen noch mancherlei Fachschriftstellerei, insbesondere die Blüte der römischen Rechtswissenschaft. Damit aber war es nach dem Tode des letzten Kaisers aus dem Hause der Severer im Jahre 235 schlagartig vorbei: nach den Jahren 238/239 läßt sich für die römische Literatur kein Autor und kein Werk mehr namhaft machen. In der lateinisch sprechenden Reichshälfte muß um die Jahrhundertmitte eine schwer vorstellbare geistige Öde geherrscht haben. Wenn damals überhaupt noch Literatur entstand, dann wurde nichts davon der Erhaltung für wert befunden; nicht einmal Namen von Autoren, deren Werke untergegangen sind, lassen sich dieser dunklen Zeit mit Sicherheit zuweisen. In der griechischen Welt sah es anders aus; sie hat damals insbesondere den Neuplatonismus hervorgebracht. Auch die christliche Kirche wahrte eine gewisse Kontinuität, sogar – mit Schriftstellern wie Cyprian – im lateinischen Westen.

Mit dem römischen Staat und seiner Idee, der pax Romana, war um das Jahr 240 auch die auf dieser Idee beruhende Literatur zugrunde gegangen, und als

fünf Dezennien später wieder lateinische Werke nichtchristlichen Inhalts entstanden, hatte längst ein neues Zeitalter begonnen, und man lebte in einem Staatswesen, das mit der verhältnismäßig freiheitlichen Ordnung von einst kaum mehr gemeinsam hatte als den Namen. Die moderne Geschichtswissenschaft pflegt dieses wenig sympathische Gebilde mit seinem Beamtenapparat, seinem Steuerdruck und seinem an den Totalitarismus des 20. Jahrhunderts gemahnenden Strafrecht als "Zwangsstaat" zu bezeichnen – die Kritik, die sich jüngst dagegen erhob, ist offensichtlich nicht hinlänglich fundiert.⁴ Immerhin waren bestimmte Gruppen, insbesondere der Adel und der Klerus, weithin von den Pressionen des tyrannischen Systems befreit, und dort entfaltete sich auch wieder ein überaus mannigfaltiges geistiges Leben.

Die Entwicklung, die gegen Ende des 3. Jahrhunderts einsetzte, läßt sich mühelos in drei Hauptphasen gliedern. Die erste, etwa bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts reichende Phase erhält dadurch ihre Signatur, daß sich die beiden Kulturen, die damals existierten, die heidnische Überlieferung und der christliche Glaube, wechselseitig noch weithin ignorierten. Die heidnische Seite war in dieser Zeit redlich darauf bedacht, über die Kluft des 3. Jahrhunderts hinweg an die ältere Tradition anzuknüpfen: durch kompendienartige historische, grammatisch-rhetorische und juristische Literatur – zumal das bescheidene Niveau des zuletzt genannten Bereichs zeigt das Ausmaß der durch die Krise bewirkten Diskontinuität. Auf christlicher Seite herrschten weiterhin die Gattungen vor, mit denen sich die patristische Literatur im 2. und 3. Jahrhundert konstituiert hatte: die Verteidigung des Glaubens nach außen, die Apologie, sowie der moralische und der dogmatisch-antihäretische Traktat; hinzu kommen die Bibelkommentare sowie, in diokletianisch-konstantinischer Zeit, die Anfänge der christlichen Poesie, insbesondere Bibeldichtung.

Während der zweiten Phase, der Blütezeit der spätlateinischen Literatur (von 350 bis 430, was ungefähr mit den Lebensdaten Augustins übereinstimmt), traten die beiden das Zeitalter prägenden Richtungen in kompromißloser Härte gegeneinander an, und eine jede suchte mit expansivem Drang den von ihr propagierten Absolutheitsanspruch durchzusetzen. Die heidnische Seite, die ihr Zentrum in der Stadt Rom hatte, unternahm große Anstrengungen, die überkommene Literatur zu restaurieren: man stellte emendierte Texte her, verfaßte Kommentare zu den wichtigsten Autoren und suchte durch systematische Lehrschriften grammatischen und rhetorischen Inhalts das erforderliche theoretische Rüstzeug bereitzustellen. Über diese restaurativen Bestrebungen

⁴ S. die Kontroverse zwischen R. RILINGER, Die Interpretation des späten Imperium Romanum als "Zwangsstaat", *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 36 (1985) 321–340, und A. HEUSS, Das spätantike römische Reich kein "Zwangsstaat"?, ebd. 37 (1986) 603–618.

hinaus entstanden schließlich selbständige literarische Leistungen von hohem Rang, insbesondere das Geschichtswerk des Ammianus Marcellinus und die panegyrischen Dichtungen Claudians.

Auf christlicher Seite zeichnete sich die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts nicht nur durch eine enorme quantitative und qualitative Steigerung in den Bereichen aus, deren man sich schon seit längerem annahm, also innerhalb der verschiedenen Gattungen theologischen Schrifttums; man suchte auch Neuland zu erschließen, man war bestrebt, sämtliche Formen der antiken literarischen Tradition mit christlichem Gehalt zu erfüllen und mit christlicher Gesinnung zu durchdringen. Die große Experimentierfreudigkeit, die damals einsetzte, zeitigte das Resultat, daß sich nunmehr die christliche Dichtung – eine Besonderheit der lateinischen Welt, der der griechische Osten nichts Gleichrangiges zur Seite zu stellen vermochte – voll entfaltete und überdies die christliche Geschichtsschreibung begründet wurde. Die Entstehung der christlichen Poesie in ihrer Vielfalt daktylischer, jambischer und lyrischer Formen ist vor allem mit den Namen des Paulinus von Nola und des Prudentius verknüpft; der Gattungen der Historiographie, insbesondere der Chronik und der Biographie in ihren verschiedenen Spielarten, nahmen sich vor allem Hieronymus und Sulpicius Severus an. Vom Brief bis zur Enzyklopädie, vom Epigramm bis zum Epos reichte nunmehr das Spektrum einer Literatur, die offensichtlich alles Heidnische durch Christliches zu ersetzen suchte.

Aus dem Gegeneinander der beiden Richtungen wurde zu Beginn des 5. Jahrhunderts ein Neben- und Miteinander. Nunmehr entstand eine aus antiken und christlichen Elementen zusammengesetzte Mischliteratur, für die die Schriftsteller und Dichter des 4. Jahrhunderts kanonische Geltung hatten. Das Christentum mußte seinen äußeren Sieg mit dem Verlust der inneren Geschlossenheit bezahlen; die rasche Ausbreitung hatte der Kirche zahlreiche Nennchristen zugeführt. So erklärt sich, daß dem großen Versuch der vorangehenden Periode, der radikalen Christianisierung der gesamten Literatur, die Spitze abgebrochen wurde; auf manchen Gebieten, zum Beispiel bei den Bildungsschriften oder der Panegyrik, setzte sich die heidnische Tradition in stärkerem Maße durch als die christliche. Die politischen Ereignisse wirkten sich, so stürmisch sie auch verliefen, auf die literarische Produktion des 5. und 6. Jahrhunderts nicht erkennbar aus – Adel und Klerus, deren Repräsentanten oft identisch waren, vermochten die Geisteskultur über den Zusammenbruch des Westreiches hinaus zu bewahren. Erst im 6. und 7. Jahrhundert erstarb die Literatur, in der einen Region früher, in der anderen später, bis sich schließlich über den ganzen europäischen Kontinent eine geistige Öde verbreitete, welche die des 3. Jahrhunderts noch erheblich übertraf. Die Wahrung der Kontinuität hat während des Jahrhunderts, das der Herrschaft der Karolinger vorausging, fast gänzlich auf der fruchtbaren Tätigkeit der irischschottischen und angelsächsischen Klöster beruht. Für den Literaturhistoriker kann kein Zweifel sein, daß

diese über drei Generationen sich erstreckende Zäsur den Übergang von der Spätantike zum Mittelalter anzeigt.

So viel zur lateinischen Literatur der Spätantike, zu einem Textcorpus, das etwa dreißigmal so umfangreich sein dürfte wie alles, was vom antiken Rom auf uns gekommen ist – gerade diese Divergenz zwischen Textbestand und heutiger Bekanntheit macht deutlich, wie sehr sich die Einstellung des Mittelalters, die für die Erhaltung einer so großen Schriftenmasse sorgte, von der gegenwärtig noch stets maßgeblichen humanistischen Optik unterschieden hat. Der Terminus Spätantike selbst ist ein Zufalls- oder Verlegenheitsprodukt; er erweckt den Eindruck, daß es sich um einen Teil eines übergeordneten Ganzen, um die Schlußphase der Antike handele. Gegen diese Annahme aber sind Bedenken vorgebracht worden, zum Beispiel diese:⁵

“Die Spätantike ist eine Epoche, welche sich nahezu vollständig von den Grundlagen der römischen Geschichte, wie sie in der vorausgehenden Zeit noch immer bestimmend gewesen waren, gelöst hat. Die Spätantike hat sich mehr ihre eigenen Voraussetzungen geschaffen als dieselben von der Vergangenheit übernommen. Infolgedessen sind auch die Beziehungen, welche sie mit der Folgezeit verknüpfen, inniger als diejenigen, welche rückwärts weisen.”

III

Latein war von Hause aus die Sprache Latiums, die Sprache eines Gebietes von etwa 30 mal 30 Kilometer Größe, das sich am Unterlauf des Tibers, an dessen Südufer, von der Küste des tyrrhenischen Meeres landeinwärts erstreckte.⁶ Die Sprachenkarte der italischen Halbinsel bot damals, ehe sich das Lateinische mit der römischen Macht auszubreiten begann, ein überaus buntscheckiges Bild dar. Die Römer konnten sich lediglich mit den Bewohnern einer einzigen Stadt, mit denen von Falerii, etwa 60 Kilometer nördlich von Rom gelegen, einigermaßen verständigen; im übrigen hausten sie inmitten von lauter Völkern, deren Idiome ihnen nicht unmittelbar zugänglich waren. Das Lateinische hat also, als es sich im Laufe von etwa vier Jahrhunderten ganz Italiens bemächtigte, lauter ‘Fremdsprachen’ verdrängt. Dieser Prozeß war zur Zeit des Augustus im wesentlichen abgeschlossen; damals oder wenig später sind alle anderen italischen Sprachen, das Oskisch-Umbrische, das Etruskische

⁵ A. HEUSS, *Römische Geschichte*, Braunschweig 1976, S. 601.

⁶ Zum folgenden vgl. W. VON WARTBURG, *Die Entstehung der romanischen Sprachen*, Tübingen 1951, bes. S. 33ff.; G. DEVOTO, *Geschichte der Sprache Roms*, Heidelberg 1968, S. 234–261; E. COSERIU, *Das sogenannte “Vulgärlatein” und die ersten Differenzierungen in der Romania*, in: R. KONTZI (Hg.), *Zur Entstehung der romanischen Sprachen (Wege der Forschung 162)*, Darmstadt 1978, S. 257–291; J. HERMAN, *Du latin aux langues romanes*, Tübingen 1990.

usw., auf immer untergegangen – bis auf einige griechische Sprachinseln in Süditalien und auf Sizilien. Der Siegeslauf des Lateinischen setzte sich während der beiden ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit rapide fort: Nordafrika westlich von Ägypten, ganz Spanien und Gallien, die südliche Hälfte von Britannien sowie weite Teile des Donauraumes wurden latinisiert. Auch hier ging die Entwicklung so vonstatten, daß die Ausbreitung des Lateinischen die einheimischen Idiome verdrängte und dem Untergang preisgab; nur die Basken, die Kelten in Britannien und die Albanesen wurden durch ihre Abgeschiedenheit vor dem Verlust ihrer angestammten Sprache bewahrt.

Zu Anfang des 3. Jahrhunderts erlahmte Roms zivilisatorische Kraft; die Expansionsbewegung des Lateinischen kam während der großen Krise des Reiches zum Stillstand. Damals ist wohl nicht nur die literarische Produktion erloschen; auch die Schule, die neben dem Heer das wichtigste Vehikel der Ausbreitung und Erhaltung des Lateinischen war, muß an prägendem Einfluß verloren haben. Jedenfalls zeigte die Sprache, als sie sich vom Ende des 3. Jahrhunderts an wieder durch Literaturwerke manifestierte, ein verändertes Aussehen: in das sogenannte Spätlatein waren offensichtlich Elemente aus unteren Sprachschichten, aus dem Vulgärlatein, eingedrungen. Dann aber, während des 4., 5. und 6. Jahrhunderts, scheinen keine wesentlichen Änderungen stattgefunden zu haben: erstaunlicherweise zogen die Völkerstürme die Sprache ebensowenig in Mitleidenschaft wie die Literatur. Gleichwohl wurden schon damals, in der Spätantike, die Fundamente für den Bilinguismus gelegt, der das Mittelalter und die frühe Neuzeit Europas kennzeichnen sollte: das Nebeneinander der je verschiedenen Volkssprachen und des übernationalen Verständigungsmittels Latein. Denn zum einen wurde inmitten des Zerfalls der überkommenen Staatlichkeit die Kirche mehr und mehr zu der Instanz, welche die Dauer und die Großräumigkeit der sprachlichen Verständigung verbürgte oder jedenfalls, wenn sie intakt war, verbürgen konnte. Zum anderen ergriff die christliche Mission mit den britischen Inseln zum ersten Mal Gebiete außerhalb des einstigen Reichsterritoriums (die Romanisierung des südlichen Britannien hatten die Eroberungszüge der Angeln und Sachsen längst rückgängig gemacht), und mit der Mission kam das Lateinische, aber nur als Sprache der Religion und der Bildung, nicht mehr als Sprache, welche als einziges allgemeines Verständigungsmittel die einheimischen Idiome, die der Iren, Schotten und Angelsachsen, ersetzt hätte. Der Gebrauch des Lateinischen blieb auf den Klerus beschränkt und an die Schrift gebunden, so daß sich dessen spätantiker Charakter unverändert zu erhalten vermochte. Die britischen Inseln wurden so zum ersten Paradigma für den gesamteuropäischen Bilinguismus des Mittelalters.

Auf dem Kontinent hingegen scheinen die Dinge während des 7. und 8. Jahrhunderts einen gänzlich anderen Verlauf genommen zu haben. Dort ist offenbar nicht nur die literarische Produktion fast völlig erloschen, sondern

auch das Schulwesen, das in den Händen der Städte, der Kommunen gelegen hatte, zusammengebrochen, und jedenfalls wurden wohl große Teile der einstigen Reichsbevölkerung des Umgangs mit der Schrift entwöhnt. Unter diesen Bedingungen muß sich das Lateinische, das zuvor keine Dialekte gekannt hatte, rasch und in den einzelnen Regionen je verschieden verändert haben – ein Prozeß, der schließlich auch die Sprache des Klerus in Mitleidenschaft zog. Das Flexionssystem des Lateinischen verwilderte dermaßen, daß der auf dem Festland missionierende und reformierende Angelsachse Bonifaz sich veranlaßt sah, die Gültigkeit einer Taufe anzuzweifeln, für welche der den Akt vornehmende Priester die folgende Formel verwendet hatte: *Baptizo te in nomine patria et filia et spiritus sancti.*⁷

So ist begreiflich, daß sich die Reformgesetze Karls des Großen auch des Sprachenproblems annahmen: sowohl die kirchliche als auch die staatliche Verwaltung des von Romanen, Franken und Sachsen bewohnten Reiches bedurften eines übernationalen Verständigungsmittels und einer Elite, die sicher damit umzugehen wußte – also eines Klerus, der das Lateinische beherrschte. Es gelang Karl innerhalb weniger Jahrzehnte, den Bildungsstand der Priester und Mönche zu heben, so daß sie wieder fehlerfrei lateinisch zu sprechen und zu schreiben vermochten – es gelang ihm nicht nur mit Hilfe von gesetzgeberischen Maßnahmen, sondern auch deshalb, weil er scharenweise Kleriker aus den iroschottischen und angelsächsischen Klöstern herbeirief, die das reine Latein der Spätantike bewahrt hatten. Karls Reformen stellten das in merowingischer Zeit mehr und mehr deformierte Latein wieder her, aber nur in der Schicht, welche die hierfür erforderliche Bildung genoß; dies besagt zugleich, daß mit ihnen der Bruch zwischen dem Lateinischen und den in Entstehung begriffenen romanischen Sprachen besiegelt wurde: Latein mußten seither auch diejenigen mühsam erlernen, bei deren Vorfahren es einst die Muttersprache gewesen war.

Die lateinische Literatur der Spätantike hat gleichsam den sprachlichen Sockel des Mittelalters geschaffen: die Karolingerzeit machte sich wie überall so auch im Bereich der Sprache die Normen zu eigen, welche die dem großen Einschnitt des 7. Jahrhunderts vorausliegende Epoche aufgestellt hatte. Überdies entstammte der Spätantike die Institution, die, jedenfalls zunächst, die einzige Garantin der Kontinuität des Lateinischen war, die Kirche, und schließlich kam schon während der Spätantike ein erstes Beispiel für die Symbiose des Lateinischen und der einheimischen Sprachen zustande: in Irland, Schottland und Britannien, so daß von dort aus dem Verfall gewehrt werden konnte, der in den dunklen Zeiten zwischen Spätantike und Mittelalter das Festland heimgesucht hatte. Über den weiteren Verlauf bleibt nur noch hinzu-

⁷ Die Briefe des heiligen Bonifatius und Lullus, hg. von M. TANGI, MGH Epistolae selectae 1, Berlin 1916, Nr. 68 (1. Juli 746, an Papst Zacharias).

zufügen, daß die lateinische Literatur, die von den Humanisten durch den Rückgriff auf die Sprachform der klassischen Antike kräftig erneuert worden war, bis ins 17. Jahrhundert mit den aufblühenden Nationalliteraturen zu konkurrieren vermochte und daß die lateinische Sprache erst im 18. Jahrhundert die Funktion einbüßte, einziger Zugang zum Studium und zur Wissenschaft zu sein. Denn das allortn erstarkende Nationalbewußtsein machte schließlich auch vor den Universitäten nicht halt; man begann, in der Lehre wie in der Forschung die jeweilige Nationalsprache zu verwenden, und so war das Lateinische nunmehr auch dort seiner Aufgabe beraubt, als übernationales Verständigungsmittel zu dienen. Von jetzt an war niemand mehr darauf angewiesen, das Lateinische in Wort und Schrift aktiv zu beherrschen.

IV

“Es sei dem wahren Glauben ferne”, schreibt Augustin im ‘Gottesstaat’, “[...] jene Zyklen anzunehmen, in denen sich nach Ansicht der Philosophen die gleichen Kreisläufe der Zeiten und der zeitlichen Dinge wiederholen.”⁸ Er wendet sich mit diesen Worten gegen die in der heidnischen Antike vorherrschende Auffassung der Geschichte, gegen das zyklische Denken, gegen die These von der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Er hält derlei Vorstellungen für trostlos: es gebe hiernach keine Höherentwicklung, keinen Fortschritt, keine Zukunft, sondern stets nur die Wiederholung von Vergangenheit. Sein Denken ist wie das christliche Denken überhaupt nicht zyklisch, sondern linear, nicht dem Kreislauf der Natur ergeben, sondern auf Grund der christlichen Verheißung zielgerichtet. Die Christen der Antike und des Mittelalters konnten sich die Weltgeschichte nicht anders vorstellen denn als einmaligen Ablauf, als einen Ablauf, dessen Grenzen durch die Schöpfung auf der einen und durch das Jüngste Gericht auf der anderen Seite gesetzt waren und dessen Dauer man sich, wenn auch die Auffassungen im Detail voneinander abwichen, auf wenige Jahrtausende beschränkt dachte, nach Maßgabe von chronologischen Angaben, die man sowohl der Bibel als auch außerbiblischen Überlieferungen entnahm. Das Bestreben, diese Konzeption von der Geschichte zu erproben und zu veranschaulichen, zeitigte eine spezifisch christliche Gattung der Historiographie, die Weltchronik, eine Gattung, deren für das Mittelalter und die frühe Neuzeit richtungweisende Erscheinungsformen der Spätantike entstammen.⁹

⁸ Augustinus, De civitate dei 12,14.

⁹ Zum folgenden vgl. A. D. VON DEN BRINCKEN, Studien zur lateinischen Weltchronistik bis in das Zeitalter Ottos von Freising, Düsseldorf 1957, S. 38–94; dies., Die lateinische Weltchronistik, in: A. RANDA (Hg.), Mensch und Weltgeschichte, Salzburg/München 1969, S. 43–58.

Die Weltchroniken hatten, wie der Name besagt, zuallererst die Aufgabe, dem Benutzer einen chronologisch geordneten Überblick über die gesamte Welt- und Menschheitsgeschichte zu verschaffen, von der Schöpfung bis zur jeweiligen eigenen Gegenwart des Verfassers. Sie konnten jedoch darüber hinaus spekulative Elemente enthalten, die durch die Bibel nahegelegt wurden oder sich zumindest, wenn auch mehr schlecht als recht, auf sie stützen ließen. Sie konnten nämlich die Zukunft bis zum Weltende einbeziehen und sich bei der Berechnung oder Abschätzung des Zeitraumes, der bis dahin noch zu gewärtigen sei, bestimmter Schemata, bestimmter Periodisierungssysteme bedienen. Es waren vornehmlich zwei Schemata, durch die man den Weltlauf zu gliedern und Anhaltspunkte für Aussagen über die Zukunft zu gewinnen suchte: die Lehre von den vier Weltreichen und die Lehre von den sechs Zeitaltern.

Die Doktrin von den vier Weltreichen hatte auch eine heidnische Wurzel: man weiß von einem Aemilius Sura, der eine Sequenz von weltbeherrschenden Mächten aufgestellt habe, die von den Assyrern über die Meder, die Perser und die Makedonen bis zu den Römern reichte.¹⁰ Die Doktrin gründete sich indes vor allem auf die Bibel, auf die Kapitel 2 und 7 des Buches Daniel. König Nebukadnezar habe im Traum ein großes Bild gesehen, heißt es dort, dessen Haupt von feinem Golde, dessen Brust und Arme von Silber, dessen Bauch und Lenden von Erz und dessen Füße teils von Eisen, teils von Ton waren. Der Prophet deutete die vier Metalle des Bildes als Folge von vier Reichen, mit dem Reich Nebukadnezars an der Spitze. Eine Vision, die ihm selbst zuteil wurde – "Vier große Tiere stiegen heraus aus dem Meer" –, faßte er ebenfalls als Ankündigung von vier Reichen auf. Die Weissagung wurde zunächst bei der Exegese des Buches Daniel erörtert; durchgesetzt hat sich schließlich die Version, wonach mit den vier Reichen die babylonische, die medisch-persische, die makedonische und die römische Herrschaft gemeint seien – so zum Beispiel auch Hieronymus in seinem Daniel-Kommentar.

Die Weltreich-Lehre bemächtigte sich bald auch der Chroniken, zum ersten Male bei Sulpicius Severus, einem Zeitgenossen Augustins; wichtiger wurde dort indes das andere Schema, die Einteilung der Weltgeschichte in sechs Zeitalter. Dieses Gliederungsprinzip – das stärker der Heilsgeschichte verpflichtet ist als die eher politische Doktrin von der Sukzession der Weltreiche – beruhte auf der Vorstellung, daß im Sechstageswerk der Schöpfung die gesamte Geschichte vorgebildet, präfiguriert sei. Man berief sich auf den 90. (89.) Psalm: "Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache"; man folgerte hieraus, daß die Weltgeschichte eine Dauer von 6000 Jahren haben werde: wie Gott am sechsten Schöpfungstage den ersten Adam geschaffen habe, so sei von ihm im sechsten Jahrtausend Christus,

¹⁰ Velleius Paterculus 1,6,6.

der zweite Adam, in die Welt entsandt worden, und wie Gott am siebten Tage von allen seinen Werken geruht habe, so werde das siebte Jahrtausend ein Weltensabbat sein. Dieses Schema ließ sich zwar nicht exakt mit der Geschichte, zumal der biblischen, in Übereinstimmung bringen; immerhin drängte es einige frühe Chronisten – Sextos Iulios Aphrikanos und Quintus Iulius Hilarianus – zu der Annahme, daß Christus in der Mitte des sechsten Jahrtausends seit der Schöpfung, im Jahre 5500, zur Welt gekommen sei. Hilarianus Schrift 'De duratione mundi' war auch die erste Chronik, die sich nicht scheute, mit präzisen Zeitangaben in die Zukunft auszugreifen: Christi Passion habe im Jahre 5530 stattgefunden, und von den 470 Jahren, die damals noch übrig waren, seien inzwischen 369 vergangen. Demnach werde in 101 Jahren, nach der Herrschaft und der Fesselung des Antichrist, die Auferstehung der Heiligen stattfinden, und auf das siebte Jahrtausend, das der Ruhe, folge der letzte Kampf mit dem wiederlosgelassenen Satan und folge schließlich mit der allgemeinen Auferstehung das Jüngste Gericht.

Augustin befreite das Zeitalterschema aus der allzu bestimmten und somit gefährlichen chiliastischen Enge.¹¹ Er legte dar – insbesondere im 'Gottesstaat' –, daß die Einteilung in sechs Perioden nicht mit Notwendigkeit deren je tausendjährige Dauer impliziere. Er setzte die von ihm unterschiedenen Epochen zu den Altersstufen des Menschen in Beziehung, so daß sich die folgende Gliederung der Weltgeschichte ergab:

- Das 1. Zeitalter, die *infantia*, reichte von Adam bis zur Flut;
- das 2., die *pueritia*, von der Flut bis Abraham;
- das 3., die *adolescencia*, von Abraham bis David;
- das 4., die *iuventus*, von David bis zum babylonischen Exil;
- das 5., die *gravitas*, vom babylonischen Exil bis Christus, und
- das 6., die *senectus*, von Christus bis zum Endgericht.

Hierbei schärfte er ein, daß Gottes Plan unerforschlich sei, daß sich somit ein bestimmtes Datum des Weltendes nicht nennen lasse. An der Schwelle zum Mittelalter hat Isidor von Sevilla das augustinische Schema für die Weltchronik nutzbar gemacht; seine bis zum Jahre 615 reichenden 'Chronica maiora' sind demgemäß in sechs Zeitalter gegliedert. Isidor wiederum fand in Beda Venerabilis einen Nachfolger, und von dort aus trat das Einteilungsprinzip seinen Siegeslauf durch die mittelalterliche Geschichtsschreibung an.

Es bleibt noch hinzuzufügen, daß auch der Theorie von den vier Weltreichen einiger Widerhall zuteil geworden ist. Orosius, der Freund und Gefolgsmann Augustins, wartete in seiner 'Weltgeschichte gegen die Heiden' – 'Historiae adversum paganos' – mit einer Abweichung vom Üblichen auf: er

¹¹ Vgl. hierzu V. STEGEMANN, Augustins Gottesstaat, Tübingen 1928, S. 42ff.

identifizierte die Reiche der Daniel-Prophetie mit Babylon, Makedonien, Karthago und Rom. Diese Zuweisung, die kaum Anhänger fand, mag durch die vier Haupthimmelsrichtungen angeregt worden sein: Babylon repräsentierte den Osten, Makedonien den Norden, Karthago den Süden und Rom den Westen. Der berühmteste mittelalterliche Anwendungsfall des Vier-Reiche-Schemas ist die Weltchronik Ottos von Freising. Dort nimmt auch die Theorie von der *Translatio imperii*, vom Übergang des römischen Kaisertums auf die Franken und Deutschen, eine beherrschende Stelle ein; diese Theorie suchte dem Umstand Rechnung zu tragen, daß die Vierzahl des Weltreiche-Schemas mit Rom an der letzten Stelle erschöpft war – man deutete daher das von Karl dem Großen gegründete Reich als Fortsetzung des römischen.

Es sollte dargetan werden, daß die christliche, heilsgeschichtlich orientierte Geschichtsauffassung mitsamt den für sie charakteristischen Schemata auf die Spätantike zurückgeht. Diese Auffassung bekundete sich vor allem in der historiographischen Gattung der Weltchronik, die als übernationale Gesamtschau ein genuin christliches Erzeugnis war. Die Weltchroniken, die im 4. und 5. Jahrhundert entstanden, wiesen einer mehr als tausendjährigen Tradition der Universalgeschichte die Richtung. Auch die Reformatoren, etwa Melancthon, glaubten noch, mit Hilfe der Bibel die Welt als ein Ganzes, von ihrer Entstehung bis zum nicht mehr weit entfernten Ende, deuten zu können. Der Weg zu einer profanen, von theologischen Vorgaben freien Betrachtung der Geschichte war mühsam; er wurde im 16. und 17. Jahrhundert etappenweise gebahnt.¹² Die protestantischen Gelehrten gingen hierbei voran, während man in den katholischen Ländern noch lange an den überkommenen Kategorien festhielt; der große *'Discours sur l'histoire universelle'* von Bossuet, erschienen im Jahre 1681, ist hierfür ein letztes Beispiel. Melancthon hatte immerhin bereits die Lehre von den sechs Weltaltern abgelehnt, und Bodin suchte das Schema der vier Reiche zu widerlegen. Doch erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts fand sich, wie schon erwähnt, ein Historiker, der es wagte, aus der neuen, von theologischen Prämissen absehenden Betrachtungsweise die Konsequenzen zu ziehen und die Geschichte nach geschichtsimmanenten Kriterien zu gliedern: in den Jahren 1685 bis 1696 brachte Christoph Cellarius sein Lehrbuch der Weltgeschichte heraus; es trägt den Titel: *'Historia universalis, in antiquam, medii aevi ac novam divisa'*, 'Weltgeschichte, eingeteilt in die des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit'.

¹² S. hierzu A. KLEMP, Die Säkularisierung der universalhistorischen Auffassung, Göttingen 1960; ders., Die protestantische Universalgeschichtsschreibung vom 16. bis 18. Jahrhundert, in: Mensch und Weltgeschichte [Anm. 9], S. 205–224.

V

Die Fresken auf den Längswänden der Sixtinischen Kapelle im Vatikan entstammen dem späten 15. Jahrhundert. Sie stellen in zwei Zyklen Szenen aus dem Alten und dem Neuen Testament dar, Ereignisse aus dem Leben des Moses und dem Leben Jesu. Die beiden Reihen begannen ursprünglich auf der Altarwand, mit der Auffindung des kleinen Moses und Christi Geburt; diese Bilder mußten dem Jüngsten Gericht Michelangelos weichen. Auch die noch vorhandenen Bilder stellen meist Sujets dar, die einander zu entsprechen scheinen: von der Beschneidung des Moses und der Taufe Jesu bis zur Einsetzung Josuas und der Übergabe der Schlüssel an Petrus. Für den zeitgenössischen Betrachter war das in diesen Fresken sich bekundende Programm unmittelbar verständlich. Er erkannte sofort, daß die Ereignisse des Alten Testaments auf die des Neuen vorausweisen sollten, daß es sich also bei alledem um Typologien handelte, wie die moderne Wissenschaft sagt, um Parallelen, die sich zueinander verhielten wie Ankündigung und Erfüllung.

Die Christen der Spätantike sprachen von τύπος oder figura, wenn sie ein Ereignis, ein 'Bild' des Alten Testaments als Sinnbild für Christus aufgefaßt wissen wollten. Die Technik der allegorischen Auslegung, der Allegorese (denn nichts anderes liegt hier vor), war von Hause aus viel älter.¹³ Die Griechen hatten schon im 6. Jahrhundert v. Chr. begonnen, ihrer mythischen Überlieferung, insbesondere den Epen Homers, einen verborgenen Sinn abzugewinnen: sie suchten die Mythen moralisch zu rechtfertigen oder als verschlüsselte Physik zu deuten. Und in hellenistisch-römischer Zeit wandten jüdische Religionsphilosophen, zum Beispiel Philon von Alexandrien, das Verfahren der moralisierenden Allegorese auf die Schriften des Alten Testaments an. Die christliche Typologie war indes keine mechanische Übernahme dieser Praxis, und noch weniger darf man sie für ein wesensfremdes Element halten, das dem neuen Glauben willkürlich aufgepfropft worden sei. Sie entsprang christlichem Geschichtsdenken, d. h. der genuin christlichen Absicht, die neue Lehre in ein bestimmtes Verhältnis zur jüdischen Religion zu setzen. Jesus selber hatte hierfür die Richtung gewiesen; sein Selbstverständnis – "Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen" – hatte sowohl den völligen Bruch mit der jüdischen Tradition als auch deren bloße Fortsetzung abgewehrt. Schon die Autoren des Neuen Testaments, zumal Paulus, verwendeten die Allegorese, um an konkreten Beispielen sichtbar zu machen, daß ein derartiges gestuftes Verhältnis zwischen dem alten und dem neuen Bund bestehe: die deuteten Personen oder Ereignisse des Alten Testaments als 'Realprophetien',

¹³ Zum folgenden vgl. J. C. JOOSEN/J. H. WASZINK, Allegorese, in: Reallexikon für Antike und Christentum, Bd. 1, Stuttgart 1950, Sp. 283–293.

als sinnbildliche Vorankündigungen der neutestamentlichen Erfüllung, und verdichteten so das Geflecht der Bezüge, das sich aus den prophetischen Aussagen des Alten Testaments ergab. So lehrte Paulus, die Juden hätten bei ihrem Zug durch die Wüste von dem 'geistlichen' Fels, von Christus, getrunken, und an anderer Stelle bezog er die beiden Söhne Abrahams, den Sohn der Magd und den Sohn der Freien, auf die beiden Testamente, auf das Gesetz und die Freiheit, auf Synagoge und Ekklesia. In diesem Zusammenhang verwendet Paulus sogar den Terminus *technicus* für den im Bilde verschlüsselten Sinn: ἀλληγορεῖν, "allegorisch, sinnbildlich reden".¹⁴

Die patristische Exegese entfaltete die paulinischen Ansätze zu einem eindrucksvollen System; zumal die Schule von Alexandrien hat auf diesem Felde den späteren Zeiten die Richtung gewiesen. Vor allem Origenes, ihr bedeutendster Repräsentant, war ein Meister der spekulativen Auslegung. Er nahm an, daß der Bibel stets ein spiritueller, jedoch nicht immer ein buchstäblicher Sinn inhäriere, und versuchte zum ersten Male, die bei der Exegese möglichen Verfahrensweisen zu ordnen: seine Lehre vom dreifachen Schriftsinn unterschied die wörtliche, die ethische und die mystische Auslegung. Bei der wörtlichen Auslegung ging es schlechtweg im heute noch üblichen Sinn um das geschichtliche Ereignis. Die ethische Auslegung (auch die tropologische genannt) entnimmt dem Bibelwort Anweisungen für die Lebensführung des einzelnen, Anweisungen, wie die Seele des Christen das Heil zu erlangen vermöge. Die mystische Auslegung endlich bringt nicht nur Typologien, d. h. Verweise des Alten Testaments auf das Neue, an den Tag; sie kann den Bibelworten auch Andeutungen über den Weg der Kirche in der Geschichte sowie über das Jenseits abgewinnen – es handelt sich dann, wie man sagt, um die ekklesiologische oder die eschatologische Bedeutungssphäre. Der Name Jerusalem (um ein oft angeführtes Beispiel zu nennen) bezeichnet im Literalsinn die geschichtliche Stadt, im ethischen Sinn die Seele des Gläubigen und im mystischen Sinn sei es die Kirche, sei es den himmlischen Gottesstaat. Diese Theorie – aus der im Mittelalter die Lehre vom vierfachen Schriftsinn hervorging – sowie die zugehörige exegetische Praxis gelangten während des 4. Jahrhunderts in den lateinischen Westen. Ein Hauptrepräsentant der Bibelallegorese war Ambrosius; die Methode brachte der 'Liber regularum' des Tyconius auf Begriffe, ein Leitfaden, den Augustin in sein Werk 'Über die christliche Wissenschaft' ('De doctrina christiana') aufgenommen hat. Eucherius von Lyon endlich stellte im 5. Jahrhundert das erste allegorische Wörterbuch her, die 'Formulae spiritualis intelligentiae'; er begründete hiermit einen Typus von Predigt-Hilfsmitteln, der große praktische Bedeutung erlangte und bis ins 18. Jahrhundert lebendig blieb.

¹⁴ 1 Kor 10,4; Gal 4,21–31.

Der Drang zum Allegorisieren, die ständige Suche nach zeichenhaften Bestätigungen der christlichen Heilslehre machte beim Bibeltext nicht halt.¹⁵ Wenn die Dinge, die in der Bibel vorkamen, durch ihren spirituellen Sinn über sich selbst hinausweisen konnten, dann ließ sich ihnen ein derartiger Sinn auch außerhalb der Bibel, in der gegenwärtigen Wirklichkeit zuweisen. Man nahm an, daß sich Gott nicht nur in der Heiligen Schrift, sondern auch in seiner Schöpfung, in der Natur offenbare, und so dehnte man das Bemühen, in der Vielfalt des Gegebenen die eine göttliche Botschaft dingfest zu machen, auf die Erscheinungen der Lebenswelt aus: man "las" im "Buche" der Natur. Das spätantike Fundament dieser im Mittelalter sehr verbreiteten Art des Allegorisierens ist – neben anderem – der 'Physiologus', ein anonymes Volksbuch, das um die Mitte des 4. Jahrhunderts entstanden zu sein scheint. Dort werden wirkliche oder vermeintliche Eigenschaften von Tieren als zeichenhafte Hinweise auf heilsgeschichtliche Ereignisse gedeutet. Vom Pelikan verlaudet zum Beispiel, daß die Mutter ihre Jungen töte, drei Tage um sie trauere und sie dann durch Beträufeln mit ihrem Blute ins Leben zurückrufe – ebenso habe Gott die Menschheit durch das Blut, das er am Kreuz vergoß, zu ewigem Leben erweckt.

Die typologische Bibelauslegung und die darüber hinausgehenden ethischen oder mystischen Bedeutungssphären, ferner die von der Bibel losgelöste sogenannte Dingallegorese: hiermit sind noch nicht alle Praktiken genannt, mit deren Hilfe man von gegebener Bildhaftigkeit zu erschlossener Sinnhaftigkeit aufzusteigen suchte; man hat darüber hinaus von der Spätantike bis zum Barock mit besonderem Eifer die echte Allegorie, die allegorische Fiktion, kultiviert. Sie verhält sich gleichsam komplementär zur Allegorese: die Allegorie ist bereits vom Autor auf eine übertragene Bedeutung hin angelegt, sie muß somit allegorisch aufgefaßt werden; die Allegorese hingegen läßt Texten eine übertragene Bedeutung zuteil werden, die sich ihrer ursprünglichen Intention nach in ihrer wörtlichen Bedeutung erschöpfen. Die Allegorie bedient sich gern der Personifikation, d. h. sie kleidet beliebige Begriffe in Menschengestalt; der gemeinte Sinn läßt sich dann mühelos erkennen, da die Personifikation durch ihr Äußeres, durch ihr Reden und ihr Tun alles das auszudrücken pflegt, was der Begriff bedeutet. Auch im Bereich der allegorischen Fiktion hat die Folgezeit an die Spätantike angeknüpft, und zwar an das Œuvre eines einzigen Dichters, dem indes eine immense Wirkung zuteil wurde: an die Epik und Lyrik des Prudentius.¹⁶ Ein Werk zumal hat zum Bestand einer jeden Klosterbi-

¹⁵ Zum folgenden vgl. bes. F. OHLY, Vom geistigen Sinn des Wortes im Mittelalter, ZfdA 89 (1958/59) 1–23 (Sonderausgabe Darmstadt 1966).

¹⁶ S. hierzu R. HERZOG, Die allegorische Dichtkunst des Prudentius, München 1966; M. FUHRMANN, Ad galli cantum – Ein Hymnus des Prudentius als Paradigma christlicher Dichtung, Der altsprachliche Unterricht 1971, 3, 82–106.

bliothek gehört: die 'Psychomachie', ein allegorisches Epos, das Personifikationen von Tugenden und Lastern nach den Regeln des antiken Heldengedichts miteinander kämpfen läßt. Es sind christliche Tugenden, die zum Kampf antreten, und es geht um das Heil der Seele, in der und um die gekämpft wird; Prudentius hat daher seine allegorische Fiktion immer wieder mit biblischen Bezügen und deren allegorischer Bedeutung durchwoben, wie denn sein Werk überhaupt eine kunstvolle Verbindung von allegorischer Bibel-exegese, von Dingallegorese und allegorischer Fiktion darstellt.

Luther verwarf die allegorische Auslegung der Bibel; hierdurch erlitt die mehr als zwölfhundertjährige Tradition der Allegorese eine erste Einbuße. Doch in der Hauptsache sind die Allegorese und die Allegorie erst im 18. Jahrhundert aus dem Repertoire der Theologie, der Literatur und der bildenden Künste Europas verschwunden. Die allegorische Fiktion hatte im Zeitalter des Barock, des Absolutismus und der Gegenreformation noch einmal eine Blüte erlebt, allerdings nicht ohne Anzeichen einer auf Pomp und Effekt bedachten Veräußerlichung. Hieran knüpfte die Polemik der klassizistischen Ästhetik an: sie suchte der Allegorie im Symbol eine zweite, bessere Art der bildlichen Rede entgegenzusetzen, wobei sie behauptete, daß die Allegorie, ein Erzeugnis der Konvention und des Verstandes, nur eine künstliche und äußerliche Beziehung zwischen dem Bild und seiner Bedeutung herstelle. Der Wandel der ästhetischen Auffassungen ging Hand in Hand mit einer tiefgreifenden Veränderung des Lektürekannons: der Neuhumanismus, hierin ganz aufklärerisch gesinnt, wandte sich schroff von allen christlichen Inhalten und Formen ab; das bisherige, sowohl antike als auch christliche Autoren enthaltende Programm der Schule wurde durch ein rein antikes ersetzt, und so mußte selbst die 'Psychomachie' des Prudentius, ein Werk, das im Lauf der Jahrhunderte zahlreiche Nachahmer und unzählige Leser gefunden hatte, das Feld räumen.

VI

Diese Hinweise auf den Geschmackswandel des 18. Jahrhunderts sowie auf die Veränderungen im Lektüreprogramm der Schule erklären auch das Schicksal der beiden eminent christlichen Literaturgattungen, die hier an letzter Stelle gestreift werden sollen: der Heiligenlegende und der Bibeldichtung. Beiden Gattungen ist eigentümlich, daß sie sich nur durch ihre Inhalte und ihre Tendenz, nicht aber durch ihre Form bestimmen lassen: Hagiographie hat es in jedweder Gestalt gegeben, als Prosa, Gedicht, Drama und Epos, und die Bibeldichtung hat bei aller Affinität zu epischer Formung auch zahlreiche lyrische und dramatische Werke hervorgebracht. Beide Gattungen sind während der Spätantike als erfolgreiche Wagnisse einzelner ans Licht getreten, und beide Gattungen haben, nachdem sie permanent durch eine Fülle von Paradigmen

breiteste Wirkungen erzielt hatten, im 18. Jahrhundert so sehr an Terrain verloren, daß sie seither als nahezu erloschen gelten müssen.

Legenden berichten, und zwar meist in einem biographischen Rahmen, vom Lebenswandel und von den Wundertaten eines Heiligen.¹⁷ Die christliche Tradition hat zwei Grundtypen dieser Leitfigur hervorgebracht: den Märtyrer und den Asketen. Der Märtyrer, der mit seinem Leben für seinen Glauben bezahlte, war biblisch fundiert: durch Jesu Aussendungsrede und durch den Bericht vom Prozeß und von der Steinigung des Stephanus, in den Kapiteln 6 und 7 der Apostelgeschichte. Der Asket hingegen, der bis an die Grenzen des Möglichen auf alles Irdische verzichtete, konnte sich nicht oder nur wenig auf biblische Prämissen berufen. Seine Lebensform kam erst im 3. Jahrhundert in Ägypten und Syrien auf; sie verbreitete sich im 4. und 5. Jahrhundert über die gesamte christliche Welt, wohl nicht zuletzt deshalb, weil die Anerkennung des Christentums durch Konstantin das Märtyrertum als Weg zum Seelenheil nahezu unmöglich gemacht hatte. Beim Asketen kam es – im Unterschied zum Märtyrer – weniger auf den Tod als auf den gesamten irdischen Wandel an; demgemäß mußte die literarische Vermittlung einer asketischen Existenz darauf bedacht sein, das Leben als ein Ganzes in den Blick zu rücken. Jedenfalls ist die Entstehung der Legende als eines über Märtyrerakten hinausgehenden Literaturwerks mit dem Namen eines frühen Asketen verbunden, mit dem des Antonius: Bischof Athanasios (4. Jahrhundert), der Schöpfer der Legende, verfaßte eine ausführliche Schrift über das Leben und das Wesen dieses Eremiten. Und sein Nachfolger Hieronymus, der Autor der ersten lateinischen Legenden, würdigte immerhin den Mönch Hilarion einer vollen Biographie. Die neue Gattung wurde rasch beliebt: den Legenden des Hieronymus folgten die Martinsschriften des Sulpicius Severus und manches andere. Der Zweck der Gattung war Unterrichtung oder, um den einschlägigen christlichen Begriff zu verwenden, Erbauung; durch die Erzählung des Lebens und der Taten eines Heiligen werde die Kirche der Frommen aufgebaut, schrieb Gregor von Tours.¹⁸ Und ein anderer Gregor, als Papst "der Große" genannt, fand in seiner 'Dialogi' betitelten Legendensammlung die Formel, daß der Bericht von Heiligen die Starken zur Nachahmung, die Schwachen zur Verehrung einlade.¹⁹

Die Heiligenlegende fand größte Verbreitung; sie avancierte zur beliebtesten Lektüre der Christenheit; sie war Massenware. Selbst in der dunklen Zeit zwischen Spätantike und Mittelalter, einer Zeit, die sonst fast nichts hervorbrachte, wurden Legenden produziert und an die Nachwelt weitergereicht. Die Gat-

¹⁷ Zum folgenden vgl. H. ROSENFELD, *Legende*, Stuttgart 1964; G. STRUNK, *Kunst und Glaube in der lateinischen Heiligenlegende*, München 1970.

¹⁸ *Vitae patrum XX*, S. 212 der Ausgabe von B. KRUSCH, *Miraculorum libri VIII (MGH Scriptores rerum Merovingicarum 1,2)*, Hannover 1885.

¹⁹ *Dialogorum libri IV*, hg. von U. MORICCA, Rom 1924, S. 20.

tung hatte einen festen Sitz im klösterlichen Leben, der ihr auch den Namen – "zu Lesendes" – gegeben hat: während der Matutin, der morgendlichen Gebetsstunde, wurde am Jahrestag eines jeden Heiligen aus dessen Lebensbeschreibung vorgelesen. Die Blüte reichte bis ins hohe Mittelalter; die berühmte, 'Legenda aurea' betitelte Sammlung des Iacobus de Voragine (13. Jahrhundert) schloß diese besonders fruchtbare Phase ab. Die Reformation brachte mit ihrer Ablehnung der Heiligenverehrung einen ersten Einschnitt. Das Barockzeitalter hingegen war den Legenden wieder überaus freundlich gesinnt, was sich nicht nur an ihrer literarischen Verbreitung, sondern auch daran ablesen läßt, daß nunmehr die Gelehrten begannen, sich des Überlieferten zu bemächtigen: der Jesuit Jean Bolland begründete das große editorische Unternehmen der 'Acta Sanctorum', das heute noch fortgeführt wird; Bolland und seine Nachfolger, die Bollandisten, haben bislang ungefähr 25 000 Heiligenviten herausgegeben. Die Aufklärung entzog der Legende mit ihrer Kritik an den Wundergeschichten die Bestimmung, die Gläubigen zur Nacheiferung und zur Verehrung aufzufordern; die einst omnipräsente Gattung vermag seither nur noch aus ästhetischen oder historischen Gründen einige wenige Leser anzuziehen.

Um die Hilfe des Heiligen Geistes und um reinen Sinn bittet Iuvenus, der erste bedeutende Bibeldichter, zu Beginn seiner Evangelienparaphrase;²⁰ den "Geist Schöpfer" ruft an und ein reines Herz wünscht sich Klopstock, der Autor des letzten großen Paradigmas der Gattung, am Anfang seines 'Messias': so dokumentiert schon die Exordialtopik die innere Einheit einer nahezu andert-halb Jahrtausende überspannenden Dichtungsform.²¹ Allerdings, anders als die Legende waren poetische Umsetzungen biblischer Stoffe nicht in der ganzen Christenheit verbreitet: die Versifikation des Johannes-Evangeliums, die der Grieche Nonnos vornahm (im 5. Jahrhundert), hat nicht Schule gemacht, und so blieb die Bibeldichtung im wesentlichen eine Angelegenheit der westlichen, der lateinischen Sphäre; hierzu wiederum muß noch bemerkt werden, daß im Mittelalter repräsentative volkssprachliche Bibeleyen nur bei den Angelsachsen und Deutschen, nicht aber in Frankreich entstanden sind. Gleichwohl: was der Bibeldichtung an Breitenwirkung abgehen mochte, das hatte sie der Legende an Prestige voraus; sie partizipierte an dem Ansehen, welches das Epos seit jeher und bis zum 16. Jahrhundert genoß.

²⁰ Evangeliorum libri IV, hg. von J. HUEMER (CSEL 24), Wien 1891, Praefatio 25ff.

²¹ Zum folgenden vgl. M. WEHRLI, Sacra Poesis: Bibelepik als europäische Tradition, in: Die Wissenschaft von deutscher Sprache und Dichtung – Festschrift Friedrich Maurer, Stuttgart 1963, S. 262–283 = Formen mittelalterlicher Erzählung, Zürich/Freiburg Br. 1969, S. 51–71; R. HERZOG, Die Bibelepik der lateinischen Spätantike, Bd. 1, München 1975; D. KARTSCHOKE, Bibeldichtung – Studien zur Geschichte der epischen Bibelparaphrase von Iuvenus bis Otfried von Weissenburg, München 1975; C. BRAUN-IRGANG, Untersuchungen zum Verhältnis von spätantiker und mittellateinischer Bibelepik, in: U. KINDERMANN u. a. (Hgg.), Festschrift für Paul Klopsch, Göttingen 1988, S. 1–45.

Die Bibeldichtung entstand unter Konstantin, zu einer Zeit also, da die Christen die schöne Form nicht mehr als den von den Heiden vergötzten weltlichen Tand ablehnten. Sie entstand vielmehr aus dem Bedürfnis, der heidnischen Literatur und zumal ihrem herausragenden römischen Repräsentanten Vergil nachzueifern, ja Vergil zu überbieten, indem man sich seine Schönheiten zu eigen machte und sie in den Dienst der christlichen Wahrheit stellte. Die lateinische Bibeldichtung der Spätantike ist ausgesprochener- und unausgesprochenermaßen ein Wettkampf mit Vergil, und dieser Wettkampf konnte dahin führen, daß Proba, eine Autorin des 4. Jahrhunderts, einen Vergil-Cento biblischen Inhalts herstellte, d. h. sie verwendete für die von ihr dargestellten biblischen Szenen durchweg Verse und Versteile aus den Werken Vergils, die somit allein durch die neue Zusammensetzung dem neuen Inhalt dienten. Vergil als das sprachliche und stilistische Vorratshaus der spätantiken Bibelepiken: diese Tatsache impliziert zugleich ein bestimmtes Verhältnis zu den heiligen Stoffen. Wenn der Bibelübersetzer Hieronymus Skrupel hatte, von der Wortfolge des Originals abzuweichen, die ein *Mysterium* sei,²² dann durften sich auch die Bibeldichter nicht allzu große Freiheiten erlauben: ihre Aufgabe beschränkte sich auf den Stil und das Versmaß; sie galt somit lediglich dem Ornatus, der polierten Oberfläche, nicht auch der Komposition. Die Bibeldichter pflegten den Bericht selber kaum stärker zu modifizieren, als das heutzutage etwa bei nacherzählenden Kinderbibeln der Fall ist; sie konnten allerdings den Bericht durch exegetische Reflexionen erweitern, und einige von ihnen machten von dieser Möglichkeit reichlich Gebrauch. Außerdem gilt das Gesagte in vollem Sinne nur für das Neue Testament; alttestamentarischen Stoffen gegenüber glaubte man zu freierem Schalten berechtigt zu sein.

Die ästhetische Komponente war bei allem christlichen Engagement schon in den Bibeleben der Spätantike von erheblichem Gewicht; sie hat dann wieder in der Renaissance eine große Bedeutung erlangt. Denn auch für die Bibeldichtung machte die Reformation Epoche; die Ablehnung der allegorischen Auslegung und die Verwendung möglichst strenger Übersetzungen beraubten sie eines Teils ihrer *Legitimation*. Folgerichtig waren die Bibeldichter bestrebt, diesen Verlust durch ästhetische Valenzen auszugleichen. So verfertigte Marco Girolamo Vida im Auftrage Papst Leos X. eine 'Christias', deren sechs Bücher der vergilischen 'Aeneis' nicht nur durch ihren Stil, sondern auch durch ihren Aufbau in einem bis dahin unerhörten Maße verpflichtet sind: der epische Bericht schildert zunächst die Ereignisse von der Auferweckung des Lazarus bis zur Passion; er trägt sodann durch eine eingeschobene Erzählung Josephs und des Evangelisten Johannes (die dem zweiten und dritten Buch der 'Aeneis' entspricht, worin Aeneas am Hofe Didos den Untergang Trojas und seine Irrfahr-

²² Epistula 57 (Ad Pammachium de optimo genere interpretandi), 5.

ten schildert) das frühere Leben Jesu nach und läßt schließlich in den beiden letzten Büchern den Rest des Geschehens bis zur Himmelfahrt folgen. Erst recht waren bei Klopstock die literarischen Antriebe stärker als die religiösen; er wollte, wie schon seine Abschiedsrede in Schulpforta verrät, die Rückständigkeit der deutschen Literatur durch ein repräsentatives Epos ausgleichen. Die Bibeldichtung hat sich durch ihr einseitiges Streben nach künstlerischen Wirkungen gewissermaßen selbst aufgehoben, und jedenfalls war die ganze Gattung längst vom Zeitgeist überholt, als – im Jahre 1773 – der 'Messias' Klopstocks endlich vollständig vorlag.

VII

Erst die Aufklärung, nicht schon die Renaissance – so etwa läßt sich das Gesagte resümieren – hat den in der Spätantike beginnenden Traditionen, die hier betrachtet wurden, ein Ende bereitet. Diese Traditionen waren großenteils kritisch zersetzt und ausgehöhlt oder veräußerlicht und verbraucht: das 18. Jahrhundert hat vollzogen, was sich seit langem angekündigt hatte, was von den hellsten Köpfen der Zeit gefordert wurde. Wie so oft, hat man hierbei die erstarrte, kaum noch lebensfähige Endphase mit den vorausgehenden Perioden des Wachsens und Blühens ineingesetzt. Jedenfalls wurde mit den Traditionen auch deren Ursprung, die Spätantike, wegräsoniert. Der französische Gelehrte Casaubonus hatte im 16. Jahrhundert noch von einer Blütezeit der Kirchengeschichte gewußt, die zwischen Antike und Mittelalter stattgefunden hatte, und es ist möglich, daß die Kirchenhistoriker, insbesondere die Patrologen, diese Epoche stets in einer ihrer Bedeutung angemessenen Weise zu würdigen vermochten. Dem allgemeinen Bewußtsein aber ist die Kirchenväterzeit als eine herausragende Periode der abendländischen Geschichte gänzlich entglitten, wozu die Dekadenztheorien von so erfolgreichen, so sehr dem Christentum abgeneigten Schriftstellern wie Montesquieu und Gibbon nicht wenig beigetragen haben werden. Die Rückeroberung der verlorenen Epoche war mühsam. Sie begann am Anfang des 19. Jahrhunderts mit Chateaubriands Schrift 'Le génie du christianisme' und benötigte anderthalb Jahrhunderte, bis sie endlich auch die Wissenschaft, die mit dem Altertum sich befassenden Disziplinen ergriff – doch dies ist ein Thema für sich, das hier nicht mehr erörtert werden kann.²³

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Manfred Fuhrmann
Auf dem Stein 40
7770 Überlingen

²³ S. hierzu R. HERZOG [Anm. 3], S. 17ff.

Rezensionen

HELMUT GIER / JOHANNES JANOTA (Hgg.), Von der Augsburger Bibelhandschrift zu Bertolt Brecht. Zeugnisse der deutschen Literatur aus der Staats- und Stadtbibliothek und der Universitätsbibliothek Augsburg. Ausstellungskatalog, von WULF	334
WOLFGANG HARMS / KLAUS SPECKENBACH, (Hgg.), Bildhafte Rede in Mittelalter und früher Neuzeit, von WEHRLI	339
MARTIN J. SCHUBERT, Zur Theorie des Gebarens im Mittelalter, von SUNTRUP .	343
JOSEF FLECKENSTEIN (Hg.), Curialitas. Studien zu Grundfragen der höfisch-ritterlichen Kultur, von PETERS	346
NIGEL F. PALMER / KLAUS SPECKENBACH, Träume und Kräuter, von BRÉVART .	355
ERNST BREMER, Vocabularius optimus. Bd. 1: Werkentstehung und Textüberlieferung, Register. Bd. 2: Edition, von HILDEBRANDT	361
Eingegangene Literatur	366

Emphatische Prosa

Das Problem der Wirklichkeit der Ereignisse in der Literatur
des 19. Jahrhunderts. Sprachkritische Interpretationen zu
Goethe, Alexander von Humboldt, Stifter und anderen

Von **Eckehard Czucka**

1992. 237 Seiten. Kart. DM 78,-

Die Untersuchung geht der Entstehung eines „modernen“ Prosabegriffs nach, der in der Mitte des 19. Jhs. zum erstenmal wirksam wird. An literarischen, philosophischen sowie an „Sach“-Texten wird aufgezeigt, wie dieses neue Verständnis von Prosa sich als Diskursnorm durchsetzen und zugleich im Unscheinbaren und Unpoetischen verbleiben kann. Damit liefert sich die moderne Prosa an jene gängigen Vorstellungen von „Wirklichkeit“ aus, die selbst in kaum reflektierten Beziehungen zu naturwissenschaftlichen Entwürfen und populären Auffassungen des 19. Jhs stehen. Dieses scheinbar kulturhistorische und -kritische Thema erweist sich als genuin literarische Fragestellung: denn in der Gleichsetzung von Prosa und Wirklichkeit, die während des 19. Jhs. vor allem in der Presse stattfindet, ist Literatur fundamental bedroht, weil alle Kriterien für literarisches Sprechen aufgehoben werden. In hermeneutischen Analysen und sprachkritischen Untersuchungen werden an zentralen Texten der Zeit jene Momente herausgestellt, die deren prosaische Gestalt nicht als beiläufige Erscheinungsweise, sondern als emphatische Ausstellung literarischer Intention kenntlich machen können.

PARAGRAPHIE

Über das gedichtete Recht

Von **Klaus Schuhmacher**

1992. 227 Seiten mit 1 Abbildung. Kart. DM 66,-

Zum Ritual abendländischer Selbstverständigung gehört das Pathos des dichterischen Gerichts. War dies immer schon die Basis ausgreifender „Deutungen“, so hat eine differenzierte psychogrammmatische Reflexion Sprache überhaupt als Medium juridischer Strukturen aufgewiesen. Diese Untersuchung zeigt, wie poetische Texte durch rechtliche Sachverhalte gesteuert, wie Autoren zu Verfassern konkurrierender Reden werden - besonders in der Epoche der großen Kodifikationen nach 1789.

Aus dem Inhalt:

Konkurrierende Reden — Zeichen aus der Wüste — Sollen und Sinn — Zwischen den Zeilen — Verhörtes Du, geteiltes Selbst — Revisionäre Gleichungen — *Corpus iuris / corpus mysticum* — Prospekte und Maschinen — Das Denkmal des Vaters — Anrichten und aufessen — *Franz Grillparzers versagendes Umschreiben* — *Annette von Droste-Hülshoffs Schriftefüllung* — Georg Büchners Gegenwort — Poetische Exile der Legitimität



Franz Steiner Verlag Stuttgart

Postfach 10 15 26 — D-7000 Stuttgart 10
